

Literatur des Auslandes.

N^o 62.

Berlin, Freitag den 24. Mai

1833.

Persien.

Selbstbiographie eines Persischen Dichters.*)

Der morgenländische Selbstbiograph, dessen interessantes Werk uns jetzt in zwei Sprachen vorliegt, entstammte einer Persischen Familie, die schon manchen durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichneten Mann geliefert hatte, und ward im Jahre 1103 der Hedschra (1692) zu Ispahan geboren. Seine Studien begann er schon in einem Alter von vier Jahren; die ersten Gegenstände derselben waren Arabische Grammatik und Logik. Zu gleicher Zeit legte er sich auf die Dichtkunst, anfangs ohne Mitwissen seines Lehrers und seines Vaters, nachmals aber trotz ihrer Verbote. Vom achten bis ins zehnte Jahr beschäftigte ihn eine Wissenschaft, die uns sehr überflüssig erscheinen dürfte, die aber in den Augen des Muselmans hohen Werth hat, nämlich die Art, den Koran zu lesen oder zu declamiren, worin er es recht weit brachte. Daneben las und studirte er, unter der Leitung seines Vaters, grammatische, logische, philosophische und juristische Werke und übte sich in Ausarbeitungen über Themata aller Art, die ihm ein berühmter Gelehrter aufgab, der sich drei Jahre lang seine Unterweisung und zugleich die Bildung seines Herzens angelegen setzen ließ. Weit eifriger, seinem Hange zur Poesie entgegenzuarbeiten, ermutigte ihn der wackerer Scheich, diese Kunst zu kultiviren, und gab ihm auch den poetischen Beinamen Hasin, der Melancholische, mit dem er sich selbst in allen seinen Schriften bezeichnet.

Muhammed Ali, der keine Gelegenheit zum Eigenthum vorübergehen läßt, bemerkt, daß er trotz seiner Studien, denen er oft einen Theil seiner Nächte widmete, alle Pflichten der Religion, mit streupelhafter Gewissenhaftigkeit, selbst die minder unerlässlichen, erfüllt, und daß er immer einen freien Geist und ein ruhiges Gemüth bewahrt habe. Indem er diese glückliche Lage mit derjenigen vergleicht, in der er sich damals befand, als er, nachdem er alle Wechsel des Schicksals erfahren und in einem fremden Lande Zerstreuung gefunden, die Geschichte seiner ersten Lebensjahre beschrieb, ruft er aus: „Ich kann das Glück, welches ich damals genoss, jetzt nicht schildern, und was ich davon gesagt, rechtfertigt das Spruchwort: „Die Erinnerung an vergangene Freuden ist der einzige Schatz, der dem Unglücklichen bleibt.“ Wehe mir! hätte ich ahnen können, daß ich mich eines Tages in dem Zustand der Niedergeschlagenheit, des erloschenen Herzens, der eisigen Kälte finden würde, unter dessen Last ich gegenwärtig leide! Konnte ich wohl denken, daß dieser Gaumen, der Alles, was fähig war, ihn zu befriedigen, mit Köstlichkeit würzte, so viele Bitterkeiten, so viele tödtliche Gifte der härtesten Drangsale kosten müßte!“ Vers. „In der Stunde, die der Nachtruhe geweiht ist, hat eine Fluth von Gift aus den Zähnen einer Schlange über mein ganzes Wesen sich ergossen.“

In jener glücklichen Epoche seines Lebens entspann sich ein Streit zwischen ihm und einigen seiner Mitschüler über das Verdienst eines Dichters. Sein Vater, der eben zugegen war, machte einige kritische Bemerkungen über die Verse, die man citirt hatte, und schlug ihm dann vor, denselben Gedanken in Verse zu bringen, denn, sagte er hinzu, ich weiß recht wohl, daß Du Deiner Neigung zum Dichten treu geblieben bist.“ Muhammed Ali improvisirte hierauf ein paar Distichen, die von der ganzen Gesellschaft mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden. Sein Vater selbst sagte ihm: „Häl tera idschäset scheer gulten ädäm“ (setz gebe ich Dir die Erlaubniß, zu dichten).*)

Muhammed Ali verfolgte noch die Bahn seiner Studien, als sein Vater mit ihm eine Reise nach Labidschan machte, wo dessen Eltern wohnten. Unser Autor entwirft in vieler Beziehung eine sehr vortheilhafte Schilderung von der Provinz Ghilan; doch gesteht er, daß die Pest unter den Städtebewohnern oft große Verwüstungen anrichtet. Er schreibt diesen Umstand der Nähe des Kaspischen Meeres zu und glaubt beobachtet zu haben, daß die Feuchtigkeith der dortigen Luft, die nicht erlaubt, unter freiem Himmel zu schlafen, gemeinlich der Gesundheit der Fremden nachtheilig sey. Sein Aufenthalt in Labidschan dauerte beinahe ein ganzes Jahr.

*) The Life of Sheikh Mohammed Ali Hasin, written by himself. (Das Leben des Scheich Muhammed Ali Hasin, von ihm selbst geschrieben und nach zwei Persischen Manuscripten übersetzt, mit historischen, geographischen und anderen Anmerkungen.) Von F. C. Belfour. London, 1830. Der Persische Text desselben Werkes wurde ebenfalls in London, im J. 1831 gedruckt.

*) Scheer gulten heißt wörtlich Gedichte sprechen, wie dicere carmina.

Nach Ispahan zurückgekehrt, bekam unser Selbstbiograph Lust, die Lehren der verschiedenen religiösen Secten, welchen die Einwohner dieser großen Stadt anhängen, von Grund aus zu studiren. „Diesem Wunsch zufolge“, sagt er, „machte ich die Bekanntschaft einiger christlichen Gelehrten und ihrer Padri's, die in Ispahan sehr zahlreich waren, und erprobte das Wissen eines Jeden. Unter ihnen befand sich ein sehr ausgezeichneter Mann, der Awanus (oder Adenus) hieß; er sprach gut Arabisch und Persisch und war in der Logik, Kosmographie und Geometrie sehr bewandert. Er hatte mehrere muselmännische Bücher gelesen und wünschte einige Materien zu ergründen; allein die Furcht, sich Blößen zu geben, und das geringe Ansehen dieser Leute bei den gelehrten Muselmännern vereitelten seinen Wunsch. Er schätzte sich sehr glücklich, mich kennen zu lernen, und als er nach einiger Zeit von meinem Charakter und meiner Unparteilichkeit überzeugt war, bewies er mir Freundschaft und aufrichtige Zuneigung. Er lehrte mich das Evangelium kennen; ich studirte die Kommentare dazu, ward mit den Glaubenslehren der Christen gründlich vertraut und las eine große Menge ihrer Bücher. Auch Er von seiner Seite sprach mich dann und wann um genauere Auskunft an; ich demonstrirte ihm wiederholt und mit verschiedenen Argumenten die Wahrheit des Islam, so daß er nichts mehr zu entgegen hatte und verstummte. Aber es scheint nicht, daß die göttliche Gnade ihn auf den rechten Weg leitete, und er starb als Heide.“

Mit geringerer Schonung spricht Muhammed Ali von den Juden in Ispahan. Er wendete sich an Einen unter ihnen, mit Namen Bar Schoab (oder Schoab), der für den gelehrtesten galt. Unser Autor sagt, diese Juden seyen schon seit Mose's Zeiten in Ispahan ansässig, was seinen historischen Kenntnissen wenig Ehre macht. Nachdem er die Besorgnisse des Rabbi beschwichtigt und ihn mehrmals in seiner Wohnung besucht hatte, überredete er ihn, sein eigenes Haus zu beziehen, ließ sich von ihm in der Thora unterrichten, die ihm der Rabbi in einer schriftlichen Uebersetzung gab, und machte sich mit allen (heiligen?) Büchern der Juden bekannt. „Allein ich erkannte“, sagt er, „daß diese Menschenklasse unwissend und ohne Urtheilskraft ist; ihre Dummheit und Verstocktheit sind grenzenlos.“

Mit nicht weniger Eifer und Unparteilichkeit studirte Muhammed Ali die Dogmen der verschiedenen muselmännischen Secten. Er las ihre Bücher, und so oft er einen Menschen von einer dieser Secten fand, schloß er sich demselben an und ließ sich von ihm seine Lehrmeinungen auseinandersetzen. „Gott weiß es“, sagt er, „wie viele Konferenzen und Diskussionen ich in dieser Art Untersuchungen mit Menschen von verschiedenen Ansichten gehabt habe.“

Während dieser Forschungen las er öffentlich über verschiedene Bücher und schrieb Glossen und Randnoten, auch kleine Traktate über mancherlei Gegenstände. Die Gelehrten ermunterten ihn, fortzufahren. „Dank dem göttlichen Beistand“, ruft er aus, „von dieser Zeit an bis heute hat man niemals in meinen Schriften irgend einen Irrthum oder Fehler bemerkt.“ Man kann dem Verf. wirklich keine erkünstelte Bescheidenheit vorwerfen.

So weit die Entwicklungs-Geschichte Muhammed Ali's. Sein ferneres Leben ist wild bewegt, und oft war er durch die inneren Kriege, welche damals Persien zerrütteten, gezwungen, seinen Aufenthalt zu ändern. Es scheint auch, daß er viel Unbeständigkeit in seinem Charakter hatte und sich nicht lange an demselben Orte hielt. Das Dichten blieb sein vornehmster Beruf, obgleich er auch in anderen Fächern viel arbeitete. In drei verschiedenen Epochen vereinigte er seine zerstreuten Gedichte in einen Diwan. Unter Diwan, in dem Sinne, wie es auch Goethe genommen hat, versteht man nämlich eine Sammlung von Dden, Elegieen und anderen kurzen Gedichten, die alphabetisch geordnet sind, und zwar nach demjenigen Buchstaben, welcher den Reim bildet. Auch Gedichte von größerem Umfange hat er geschrieben, z. B. eine Art historischen Roman in Versen, mit dem Arabischen Titel: Teskeret el aschikn*), Geschichte der Liebenden, aus ungefähr 4000 Distichen bestehend, und ein Gedicht ähnlicher Art, betitelt: „die Weinschenken.“ In dem letzteren hatte er sich den Rustan oder Garten, ein moralisches Gedicht des berühmten Saadi, zum Muster genommen.

Nachdem er die Einnahme Hamadan's durch die Türkische Armee unter Ahmed Pascha und die Niederwerfung seiner heldenmüthigen Bewohner geschildert, erzählt uns der Verf., daß er sich ins

*) Die Titel Persischer und Türkischer Werke sind größtentheils ganz Arabisch abgefaßt.

Türkische Lager begeben habe, wo er mächtige Freunde hatte; allein des Verweilens unter den Feinden seiner Nation bald überdrüssig, verließ er das Lager wieder, änderte mehrmals seinen Aufenthalt und blieb endlich in Chusistan, wo er die Seltte der Sabäer (Zahier, Johannes-Ebristen) kennen lernte, die er aber, seiner Beschreibung zufolge, zum Theil mit jenen Sabäern verwechselt haben muß, von denen oft im Koran die Rede ist, und welche die Himmelskörper anbeteten. — Auf einer Reise von Schiras nach Ispahan kam er durch die Stadt Yesd, wo er einen Parsen oder Ueberen kennen lernte, der Astronom und Astroleg war und außer vielen Büchern seines Glaubens auch philosophische und von Muhammedanern geschriebene Werke besaß. Er war ein tiefer Kenner der Kosmologie, Astronomie, Geometrie, Arithmetik und Astrologie. „Ich ward mit ihm bekannt“, sagt der Verf., „und fand bei ihm eine Beobachtung, die der Magier Ischmarat vor 34,000 Jahren anstellte. Schon auf den ersten Blick schien sie mir sehr mangelhaft. Er hatte die Schöpfung des Kajumarat (wie sie den Stammvater der Menschen nennen) als die Zeit angenommen, von der an die Himmelskörper sich bewegten. Seit dieser Epoche sind nach ihm 40,000 und einige Jahre verfloßen.“

Nach unzähligen Wanderungen, Abenteuern und Gefahren, um die Zeit, als das Ungeheuer Nadir-Schah die Früchte seiner Siege und Freveltthaten zu genießen begann, beschloß Muhammed Ali, Persien zu verlassen und nach Indien zu gehen. Es war im Monat Ramadban des Jahres d. H. 1146, als Muhammed Ali auf einem Schiffe der Englisch-Ostindischen Compagnie sich einschiffte, und im folgenden Monat landete er zu Tatta. Der Rest seines Werkes enthält die Erzählung von dem, was ihm begegnete, und von den politischen Ereignissen, die sich seit seiner Einschiffung sowohl in Persien als in Hindostan zutrug, und zwar bis zum Ende des Jahres 1154 der H., in welche Epoche diese Selbstbiographie fällt. Der unbeständige Charakter des Verf. giebt sich auch in dieser Periode seines Lebens zu erkennen. Man sieht ihn, wie er, bereuend, daß er sein Vaterland verlassen hat, und des Aufenthalts in Tatta müde, seinen Wohnsitz in Chodaabad, dann in Bhatkor am Ufer des Indus aufschlägt, von dort nach Nuttan zieht, den Plan faßt, wieder nach Persien zu gehen, statt dessen erst in Labor, dann in Dehli und endlich wieder in Labor absteigt, mit dem Plane, sich durch Kabul nach Kandabar zu begeben. Die Eroberungen des Nadir-Schah und die Belagerung von Kandabar legten den Projekten unseres Muhammed Ali unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Er sah sich gezwungen, seinen Aufenthalt in Labor zu verlängern. Hier schildert der Verf. die politischen Verhältnisse, die in verschiedenen Perioden zwischen den Königen Persiens aus der Familie der Sefewi's (Susi's) und den Großmogol's, Timur's Nachfolgern, bestanden hatten, und erzählt dann mit einiger Ausführlichkeit Alles, was sich zwischen dem Großmogol Muhammed-Schah und dem Usurpator des Persischen Thrones, Thamas-Kuli Chan, zutrug, wie ferner dieser grausame Eroberer nach Indien vorgedrungen und das Blutbad von Dehli veranstaltet. Während der letzten Scenen dieses entsetzlichen Drama's hatte Muhammed Ali sich nach Serhind zurückgezogen, von wo er dann nach Dehli ging. Er war bei jener furchterlichen Katastrophe dort anwesend. Im zweiten Monat des Jahres 1152 (1739) setzte Nadir-Schah, von anderen Interessen nach Persien zurückberufen, den Muhammed-Schah wieder als Großmogol ein; Muhammed Ali wirft noch einen letzten Blick auf Persien und erzählt das tragische Ende der Familie der Sefewi's (Susi's).

Der Verf. beschließt sein Werk mit folgenden Worten: „Seit der Zeit meiner Ankunft in Schahdscheban-abad bis zu dem Augenblick, da ich dies schreibe, das heißt, bis zu den letzten Tagen des Jahres 1154, sind etwas über drei Jahre verfloßen, und immer bin ich mit dem Plan umgegangen, dies Land zu verlassen, in dem ich gänzlich fremd bin; aber eine Menge von unbesiegbaren Hindernissen haben mir dessen Ausführung nicht erlaubt. Mit dem Fuße der Geduld und Ergebung habe ich dreiundfünfzig Stationen des ungleichen Pfades meines Lebens zurückgelegt. Krankheiten und Gebrechen haben mein Temperament zerrüttet und die erstarrten, hingewellten, erschöpften Kräfte meiner Seele das Haupt in den Schwel einer düsteren Unthätigkeit versenkt. Der Schwäche und Ohnmacht preisgegeben, warte ich ruhig, bis jene Stimme, die zum Ausbruch mahnt, in mein Ohr tönt.... Mein innerstes Wesen fühlte keine Sympathie, keine Triebfeder der Einigung mit diesem fremden Lande, wo Werden und Verflören unmittelbar auf einander folgen. Da ich nicht aus eigener Wahl hineingekommen bin und es mir nicht frei steht, es zu verlassen, so habe ich mich dazu resignirt, mit blutendem Herzen noch eine Zeit lang zu verweilen.“ Vers. „Erbebe Dich, Hasin, laß sie fahren, die Liebe zu dieser Welt! O Messias, erbebe Dich über den irdischen Moder! Du bist allein ein Fremder in diesem Gewühle; steh' auf, erbebe Dich allein und tritt heraus!“

Wir schließen diese Relation mit einem Apologe Muhammed Ali's aus seinem moralischen Gedichte „Die Weinschenken“, welcher ganz in Saabi's Manier ist.

„Man erzählt, daß der Prophet Jesus, über dem Friede sey, einen trägen Esel hatte, dessen Beine so schwach waren, daß er an Einem ganzen Tage kaum zwei Parasangen weit traben konnte. Darf man wohl erwarten, daß ein Esel lebhaft genug werde, um seinen Gang zu beschleunigen? Eine Nacht wollte er zufällig nicht trinken. Das Herz Jesu's wurde davon betrübt. Obgleich er seinen frommen Uebungen, seinen Gebeten, seinen Betrachtungen und Unterhaltungen mit Gott viele Zeit gewidmet hatte, so konnte er doch in dieser Nacht keinen Augenblick ruhen. Zweihundert Male reichte er dem armen Thiere Wasser hin. Einer der Jünger, über dies Benehmen verwundert, hatte die Verwegenheit, den Propheten deshalb zu befragen. Dieser antwortete: Wenn der Esel, dem die Sprache fehlt, Durst

empfindet, was soll er thun? wen kann er zum Dolmetsch nehmen? Wenn das Feuer der Viehheit sich entzündet, wird es meine Ehre verdorren machen. Es ist nicht gerecht, daß er den ganzen Tag Lasten trage, um in der Nacht zu dürsten. Ich darf nicht die Augen vor dem, was ihm Noth thut, verschließen: denn er ist meiner Pflege anvertraut. Hasin (redet nun der Dichter sich selbst an), lerne Großmuth üben, indem Du das Beispiel edler Menschen Dir vorschweben lässest, und gewöhne Dein Herz daran. Warum den Kopf hierhin und dorthin drehen? Sieh' auf den Weg, den die Edelgesinnten betreten haben, beste Deine Blicke auf die Fußstapfen derer, die ihn vor Dir gegangen sind. Thu' einen Zug von dem Trank der Menschlichkeit und wecke Dein eingeschlummertes Herz; bespreng' es mit diesem erquickenden Wasser.“

Frankreich.

Der Geist Moliere's.

(Schluß.)

Der Zweck dieser seltsamen Coicrie war, die Conversations-Sprache zu verfeinern, sie von allem Rohen zu reinigen und für die gewöhnlichsten Gegenstände neue Ausdrücke zu finden. Menage setzte eine „Bittschrift der Dictionnaire“ auf, welche durch den Purismus dieser Leute fast ganz unnütz geworden waren. Besser gelang es ihnen bei den Mordbehändlern und Jurellieren, indem Du das Beispiel edler Menschen Dir vorschweben lässest, und gewöhne Dein Herz daran. Warum den Kopf hierhin und dorthin drehen? Sieh' auf den Weg, den die Edelgesinnten betreten haben, beste Deine Blicke auf die Fußstapfen derer, die ihn vor Dir gegangen sind. Thü' einen Zug von dem Trank der Menschlichkeit und wecke Dein eingeschlummertes Herz; bespreng' es mit diesem erquickenden Wasser.“

So lächerlich die meisten dieser Thorheiten uns jetzt vorkommen, so waren sie doch mit dem feinen Ton der höheren Stände so innig verwoben und mit Genie und Wissenschaft so eng verbunden, daß wir die berühmtesten Namen Frankreichs unter ihren Bewunderern finden.

Dieser vornehme und gekünstelte Zirkel war es, den unser junger und unverschrobener Dichter jetzt betrat, mit einem Geiste, von dem noch kein falscher Geschmack Besitz genommen hatte, der die Natur mit Späherblicken beobachtete und alles Lächerliche sogleich aufsaßte. Wie sollte aber sein satirischer Geist den Thorheiten seiner erhabenen Freunde beikommen? wie sie geißeln, ohne zu verletzen? Durfte er, ein Provinzial-Dichter und Schauspieler, es wagen, diesen geheiligten und scharfbewachten Hallen als Feind zu nahen? — Von seinem Genie fortgerissen, schrieb Moliere dennoch seine „Précieuses ridicules“, wußte aber in der Vorrede mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit jeder Anwendung vorzubeugen, indem er erklärte, sie wären gegen ihre Nachahmer, ihre plumpen Nachahfer in den Provinzen, gerichtet. Die Précieuses ridicules wurden vor der ganzen Versammlung des Hotel Rambouillet mit ungeheurem Beifall aufgeführt. Eine Stimme aus dem Parterre, gleichsam in der Vorahnung, welches Heer von Feinden und welcher Ruhm den neuen Schöpfer des Lustspiels erwartete, rief ihm zu: „Nath, Moliere, dies ist das wahre Lustspiel!“ Der gelehrte Menage war der Einzige in der Gesellschaft, der gesunden Sinn genug hatte, die wahre Absicht des Dichters zu durchschauen. „Wir müssen jetzt dem Rathe folgen“, sagte er, „welchen der heilige Remigius dem Chlodwig gab; wir müssen Alles verbrennen, was wir angebetet, und das anbeten, was wir verbrannt haben.“ Das Lustspiel fand allgemeinen Beifall. Die Gesellschaft verdoppelte die Eintrittspreise. Man strömte aus den Provinzen herbei, um das Wunder von Stück zu sehen, welches den falschen Geschmack, den romantischen Unsin, die tränkeltende Empfindelei, die so lange die Ruhe in den Familien gestört hatten, dem öffentlichen Spotte preisgab. Cervantes hatte dem Spanischen Ritter-Bombast seinen empfindlicheren Streich versetzt.

Diese außerordentliche Günst, mit welcher die Précieuses ridicules aufgenommen wurden, soll Moliere zu dem Ausruf veranlaßt haben: „Ich brauche Plautus und Terenz nicht länger zu studiren, noch in Menanders Fragmenten herumzuwühlen; nur die Welt will ich studiren.“ Die Précieuses ridicules waren der Keim seiner vollendeteren „Femmes savantes“, welche erst zwölf Jahre später erschienen.

Moliere kehrte zu seinem alten Lieblingssthemata zurück, nämlich zu den Intriquen-Stücken, im Stil Italiänischer Farcen und Spanischer Komödien. Die „Ecole des maris“ ist ein unnahabliches Muster in dieser Gattung. Doch Lustspiele, deren Hauptinteresse in der sinnreichen Anlage der Intrigue besteht, so überraschend und ergötzlich die Entwicklung auch seyn mag, haben viel Aehnlichkeit mit einem Epigramm; wenn man es einmal kennt, so wird die glänzende Pointe mit jeder Wiederholung stumpfer. Hingegen die Darstellung von Handlungen, Leidenschaften und Sitten aus der weiten Sphäre der menschlichen Natur behält ein ewiges Interesse und entzückt bei der zehnten Wiederholung eben so sehr als das erste Mal.

Noch immer hatte Moliere seinen wahren Genius nicht ausgefunden, noch immer sich nicht von seiner alten Liebhaberei losgemacht. Ein anderes Theater, Nebenbuhler des seinigen, sollte bessere tragische Schauspieler haben, als er: da beschloß Moliere, ein heroisches Drama zu schreiben, das die Eifersucht, seinen Lieblingsstoff, zum Gegenstand hatte. Er schrieb den „Don Garcia de Navarre“, oder „der eifersüchtige Prinz“, und das Stück wurde — ausgepiffen.

Der Fall „des eifersüchtigen Prinzen“ wäre dem jungen Ruhm des Dichters und Schauspielers beinahe verderblich gewesen. Die Welt wurde schwierig. Die Marquis, die Précieusen und seit kurzem auch die Bürger, die der „Sganarelle, ou le cocu imaginaire“ noch wurmte, waren im Harnisch. Die rivalisirenden Theater ver-

stärkten das Geschrei auf böseste Weise. Molière hatte, wenn er in tragischen Rollen auftrat, einen gewissen schluchzenden Ton der Stimme, der sich lächerlich ausnahm, den er aber in komischen Rollen sehr gut zu beherrschen wußte. Sie hofften, dieser Schluchzen sollte das Genie ihres furchtbaren Nebenabblers ersticken. Allein Molière's Genie war weder durch fremde Rabalen zu schrecken, noch durch seine eigene Unbesonnenheit zu entkräften. Der „eifersüchtige Prinz“ fiel durch im Februar 1661, und noch in demselben Jahre brachte er die „Ecole des femmes“ und „Les sacheux“ auf die Bühne und eröffnete damit eine lange Reihe von Triumpfen.

Fremde Kritiker, wie Tiraboschi und Schlegel, haben ihm die Erfindungsgabe abgesprochen und meinten, daß, wenn man Molière von Allem entleidete, was erborgt wäre, so würde wenig übrig bleiben. Allein sie gewahrten nicht, daß er dramatischer Schöpfer war, selbst da, wo er sich unbedeutende Erfindungen Anderer zu eignete. Sie beachteten nicht genug die verschiedenen Aera's von Molière's Genie und die verschiedenen Klassen seiner Stücke. Molière besaß die Kunst, mehrere einzelne Erfindungen Anderer in ein einziges unnachahmliches Ganzes zu verschmelzen. Welches auch die Kräuter und das Gewürm seyn mochten, die er in den mystischen Kessel warf, sein Zauberspruch erwies sich immer wirksam.

Bei großer Leichtigkeit und Fruchtbarkeit im Produziren können die Erzeugnisse wohl nur einen sehr ungleichen Werth haben, denn die Schnelligkeit der Arbeit steht der Vollendung entgegen. Dennoch weiß der geniale Dichter sie alle mit einem Geiste zu durchdringen, dessen die ängstlichen Eingeburten des untergeordneten Talents stets ermangeln. Die große Anzahl von Stücken, die Molière in einem Zeitraum von zwanzig Jahren lieferte, ihr so verschiedenes Verdienst und verschiedenartige Gattung, bekunden bei ihm, wenn je bei einem Dichter, diese Fruchtbarkeit des wahren Genies.

Es ist allerdings gegründet, daß wenige seiner Lustspiele vollendete Werke sind. Ihn trieb die Nothwendigkeit, sein Theater mit neuen Stücken zu versehen. Er ließ selten etwas drucken. „Les sacheux“, eine Reihe trefflicher Scenen in drei Akten und in Versen, wurde in einem Zeitraum von vierzehn Tagen entworfen, geschrieben, einstudirt und dargestellt. Sein „Monsieur de Pourceaugnac“ wurde in der größten Eile auf das Papier geworfen, um bei einem Feste, welches der König gab, aufgeführt zu werden.

Diese vielseitige und glückliche Compositions-gabe machte für Molière Alles zum Gegenstand des Lustspiels. Er führte zwei Neuerungen ein, wie sie die Bühne noch nie gesehen. Statt sich gegen die Bosheit seiner Kritiker und das Getöse der Hofzettel mit Ernst zu verteidigen, erfand er die Kunst, das Publikum zum Zuschauer der Autor-Valgerei zu machen. In einer Komödie ohne alle Intrigue, die mehr gesprochen als geschrieben schien, und mit Charakteren, die mehr wirkliche Personen als personifizirt waren, entfaltete er seinen Genius, indem er alles das zusammenstellte, was gesagt worden war, um denselben zu verkleinern. „La critique de l'école des femmes“ ist noch immer eine ergötzliche Production. Dieses seltsame Drama gleicht dem Skizzenbuch eines Malers, den Esquis von Portraits, — leicht hingeworfene Gedanken, von denen wir viele, weiter ausgeführt, in seinen späteren Stücken finden. Seine schnelle Erfindungsgabe wußte selbst seine Verlegenheiten zu benutzen, um neue Stücke so schnell zu liefern, als der König sie verlangte. Ludwig XIV. war selbst kein schlechter Kritiker und machte seinen Lieblingsdichter auf manches Ereigniß, manchen Charakter aufmerksam. Im „Impromptu de Versailles“ erscheint Molière in seiner eigenen Person inmitten seiner ganzen Gesellschaft, mit aller ungeduldigen Verlegenheit eines Direktors, der kein Stück in Bereitschaft hat. Mitten in diesem Gewirre giebt er seinen „Herren und Damen“ bald Rathschläge, bald Verweise, bald gute Worte. Die Charaktere in diesem Stücke sind die Schauspieler selbst, welche unter ihrem eigenen Namen erscheinen, und Molière läßt manchen seinen Zug seines eigenen Charakters als Dichter und Direktor durchblicken. Die persönlichen Scherze über seine eigenen Schauspieler, die Winke über Intriguen und die Skizzen von Charakteren, welche der Dichter gleichsam nur so fallen läßt, bilden ein vollkommenes Drama.

Molière's Genie hatte nun die engen Grenzen der alten Komödie überschritten. Er betrachtete jetzt das Treiben der Welt mit anderen Augen und spürte dem Lächerlichen in der Gesellschaft nach. Diese neuen Studien trieb er ohne Unterbrechung, und jeder Gegenstand wurde mit Rücksicht auf das Lustspiel betrachtet. Seine meisten Charaktere waren nach lebenden Originalen gezeichnet, und einige seiner lustigsten Scenen hatten sich wirklich ereignet, ehe sie das Bühnen-Publikum ergötzten. Der Graf von Soissons, ein großer Herr ohne Erziehung, der nur seinem Jagdvergnügen nachging, hatte sich wirklich verwundert, daß er in Prosa spräche. Die merkwürdige Scene zwischen Trissotin und Badius, ihre gegenseitigen Komplimente, die zuletzt zu gegenseitigen Grobheiten werden, hatte zwischen dem Abbé Cotin und Menage stattgefunden; Monsieur de Pourceaugnac, der Bourgeois gentilhomme und Sganarelle im médecin malgré lui sind alle nach dem Leben gezeichnet. Die Portraits in dem Misanthropen gehören alle wirklichen Menschen an, und der unsterbliche Tartüffe war ein gewisser Bischof von Autun — also ein Vorgänger Talleyrand's. — Kein Dramatiker hat die weiblichen Charaktere mit größerer Mannigfaltigkeit aufgefaßt. Molière's Frauen haben ihre eigenenzüge und sind mit der Frische des Gefühls gezeichnet. Molière studirte die Natur, und seine komische Laune ward nie durch unnatürlichen Mißverdrängt, wodurch der Dichter, je mehr er sich selbst hervordrängt, um so weiter von den Personen seiner Schöpfung sich entfernt. Dieses feste Halten an der Natur ist es, was Molière's Dramen ihren hinreichenden Zauber verleiht, und hierin hat er viel Aehnlichkeit mit Shakespeare. Beide schöpften aus derselben Quelle.

Molière's Stil ist oft von den Kritikern seiner Nation als niedrig und gemein getadelt worden; der Ausländer findet das nicht; er wird vielmehr oft von seiner Einfachheit und Kraft ergriffen. Molière zog eben so die populairsten und naivsten Ausdrücke vor, wie die natürlichsten Ereignisse, und dies stieß oft das krankhafte Zartgefühl der Modewelt und der Modekritiker zurück. Jener reine und einfache Geschmack, von jeher so selten in Paris, war glücklichlicherweise seinem Genie zu Theil geworden. Darum fand er auch ein Vergnügen daran, seine niedrig komischen Stücke (denn wir glauben nicht, daß dies mit seinen besseren Lustspielen der Fall war) seiner alten Dienstmagd vorzulesen. Diese Magd mußte wohl einen sehr scharfen Geschmack für seinen Humor haben; denn als ihr einst Molière ein fremdes Lustspiel als sein eigenes vorlas, merkte sie den Streich augenblicklich und erklärte, dies könne nicht von ihrem Herrn seyn. Daher ließ er oft sogar Kinder bei den Proben gegenwärtig seyn und belauschte den Eindruck, den gewisse Stellen auf sie machten. Deshalb ermahnte er auch seine Schauspieler unaufhörlich, der Natur zu folgen. Eine Schauspielerin sagte ihm einst: „Sie qualen uns beständig, aber meinem Mann sagen Sie nie ein Wort.“ — Dieser Mann, eigentlich ein Lampenputzer, war ein vollkommenes Naturkind und spielte den Diasorius im Malade imaginaire. — „Ich werde mich wohl hüten, ihm ein Wort zu sagen“, antwortete Molière; „ich würde nur sein Spiel verderben.“ Die Natur hat ihn besser gelehrt, seine Rolle zu spielen, als ich es könnte.“

Ein merkwürdiger Zug in dem Gemälde von Molière's Genie ist seine Neigung, die Eifersucht zu seinem Stoff zu wählen. „Die Gelbsucht in des Liebenden Auge“ hat er mit allen Tinten seiner Einbildungskraft ausgemalt. „Das grünäugige Angebeuer“ nimmt jede Gestalt an und wird in jede Lage versetzt. Ernst, oder heiter, oder satirisch, scheint es bald in Todesqual zu zucken, bald aber auch Alles in den Wind zu schlagen und in seiner Lächerlichkeit einen Trost zu finden. War der „Contemplateur“ komisch in seiner Melancholie oder melancholisch in seiner komischen Laune?

Die Wahrheit ist, daß Molière selbst diese peinlichen Scenen durchgespielt hatte, welche er dramatisirte. Das häusliche Leben Molière's war selbst wahrhaft dramatisch. Goldoni hat in einem Lustspiel von fünf Akten die Geheimnisse aus dem Familienleben Molière's zur Schau gestellt, und der Abbate Chiari hat Molière, den eifersüchtigen Ehemann, zum Gegenstand eines komischen Stückes gemacht.

Die Franzosen mit ihrer „petite morale“ im Punkte der ehelichen Treue scheinen so tolerant, daß sie dem wirklich Leidenden wenig Mitleid schenken. Woher käme es sonst, daß sie die eheliche Eifersucht nur als Schwäche für das Lächerliche benutzen und nicht als Stoff für eine tiefe Leidenschaft? Ihr tragisches Drama hat seinen Dthello aufzuweisen, noch ihr Lustspiel einen „argwöhnischen Ehemann.“ Molière folgte dem National-Geschmack, indem er, während sein Herz blutete, den Gegenstand von der komischen Seite darstellte. Die eheliche Eifersucht ist eine Leidenschaft, welche gar vielerlei Sujets liefert, von dem tragischen oder pathetischen an bis zum absurden oder lächerlichen. In Molière haben wir sie alle. Er war oft selbst der „Cocu imaginaire“; er war in der Lage des Vormundes in der „Ecole des maris“ gewesen; gleich Arnulph in der „Ecole des femmes“ hatte er es unternommen, sich eine junge Frau zu erziehen, die dieselbe Rolle, nur mit weniger Ansehlichkeit, spielte, und gleich dem Misanthropen lag er in den Schlingen einer graufamen Coquette, die ihn zum Besten hatte.

Wenige Menschen haben in ihren Schriften tiefere Spuren eigenen Gefühls gelassen, als Molière. Seine Phantasie hatte ihn zu dem Glauben verführt, daß er, ein zweiter Pygmalion, sich ein Weib nach seinem eigenen Herzen schaffen könnte. Mit stillem Dulden genoß er die bitteren Früchte des lockeren Schauspielers, Direktors und Dichterslebens. Sein Einkommen war alljährlich, aber er selbst war jeder Verschwendung fremd. Still und in sich gelehrt, außer in der Unterhaltung mit jenem engeren Kreise, dessen Wissen seinen Geist bereicherte, oder dessen Freundschaft ihn über seine häuslichen Unfälle tröstete, war er in seiner Lebensweise methodisch bis zur Kleinlichkeit. Die Stunden zum Essen, zum Schreiben, zu Vergnügungen waren festgesetzt, und die kleinste Störung in seinem Wohnzimmer verursachte ihm eine krankhafte Aufregung, die seine Studien ganze Tage lang unterbrach.

Wer sollte es nun denken, daß Einer, so vertraut mit dem Willen der Natur, das gefährliche Experiment gewagt hätte, sechs zehn Jahre mit vierzig paaren zu wollen, ausblühende Rosen mit grauem Haar; eine launenhafte Coquette in eine zärtliche Gattin zu verwandeln! Dennoch, obgleich Mademoiselle dem großen Manne keine Liebe schenken konnte und sich beeilte, den unsterblichen Namen, den sie führte, für den eines irdischen Mannes hinzugeben, schien sie doch ein tiefes Gefühl seines schöpferischen Genies gehabt zu haben. Als der Erzbischof von Paris dem Leichnam des Schauspielers Molière ein Begräbniß versagte, war es ihre Stimme, welche die Welt an den Dichter Molière erinnerte. Sie rief: „So haben sie denn dem Manne ein Grab versagt, dem die Griechen Altäre errichtet hätten!“

(N. M. M.)

Bibliographie.

Souvenirs de la Morée. (Erinnerungen an Morea.) Als Fortsetzung der Geschichte der Franz. Expedition von 1828—29. Von A. Dubeaume.

Le centenaire. (Der Hundertjährige.) Historisch-dramatischer Roman in sechs Epochen, von E. Jouy. 2 Bde.

Le Grand-Livre. Eine hauptsächlich für Buchhändler und Schriftsteller bestimmte Zeitschrift, die unter Anderem in ihrer ersten Nummer ein „Appergu des publications les plus récentes à l'étranger“ giebt.

E n g l a n d.

Geschichte der Buccaniers (Flibustier) in Amerika.

Diese weltberühmten Seeräuber verdanken ihre Entstehung dem monopolistischen scheelfüchtigen Geiste, womit Spanien die Angelegenheiten seiner Kolonien in Westindien leitete. Schon früh im 16ten Jahrhundert hatten sowohl Englische als Französische Schiffe, die auf merkantile Abenteuer ausliefen, den Weg zu diesen Kolonien gefunden; allein erst nach den Unternehmungen Drake's, Raleigh's und Cumberland's kamen sie häufiger. Ihr erstes Erscheinen erregte die Eifersucht der Spanier, und die Annahme eines Systems der Offenheit gegen alle Schiffe fremder Nationen, die sich in die Nähe der Westküste wagten, veranlaßte bald die wohlbekannte Maxime der Buccaniers: „Kein Frieden jenseits der Linie.“

Verschiedene Ursachen förderten das Wachstum dieser merkwürdigen Verbindung. Die verringerte Bevölkerung Spaniens und seine gesunkenen Fabriken konnten die reichen schnell anwachsenden Kolonien nicht mehr mit den Artikeln versorgen, die Westindien und Süd-Amerika noch jetzt aus Frankreich, England und Holland beziehen; auch vermochten es die sehr strengen Handels-Gesetze der Spanier nicht, die Pflanzer auf vielen Küstenstrichen und auf den Inseln davon abzuhalten, daß sie sich Bedürfnisse und Luxus-Artikel, die unmittelbar aus jenen Ländern kamen, zu wohlfeilen Preisen anhäuferten. So wuchs der Schleichhandel, von den Pflanzern ermutigt, trotz aller Verbote und Küstenwächter (guarda-costas), wie man die bewaffneten Fahrzeuge nannte, die den Spanischen Alleinhandel beschützen sollten. Die Pflicht der Selbstverteidigung führte zum Wiedervergeltungs-Recht, Ungerechtigkeit zu Repressalien, und Veranlassung zu wirklicher Freibeuterei.

Ein Nebenweig des Gewerbes der Buccanier entwuchs um dieselbe Zeit einem anderen Boden. Kein Theil der neuen Welt hatte mehr von der Ungerechtigkeit und entsetzlichen Grausamkeit der Spanier gelitten, als die schönen Inseln Cuba und Hispaniola. Gegen Anfang des 16ten Jahrhunderts waren die Bergwerke und Pflanzungen dieser Inseln, um der ergiebigeren neuen Ansiedlungen und reicherer Minen von Mexiko willen, verlassen worden; die öden entvölkerten Landstriche, deren Urbewohner man ausgerottet hatte, waren bald mit ungeheuren Heerden von Vieh überdeckt, welches, ursprünglich von den Spaniern dahin verführt, so reizend schnell sich vermehrte, daß es ein einträgliches Gewerbe ward, diese Thiere, wenn auch nur wegen der Felle und des Talges, zu jagen. Während die matadores oder Spanischen Jäger dieser Beschäftigung oblag, begann ein friedlicheres Geschlecht von Pflanzern um sie her sich anzusiedeln, und beiden Klassen wurden die verstorbenen Besuche der Englischen und Französischen Kaufleute jedes Jahr angenehmer. Der Küsten-Verkehr und die gelegentliche Verproviantirung ihrer Schiffe an den unbewohnten Gestaden lockte die Schleichhändler dann und wann zu Jagd-Belustigungen.

Die ersten Wilddiebe in Cuba und Hispaniola, wenn Leute, die in Wäldern jagen, diesen harten Namen verdienen, waren Franzosen. Die mit ihrem Wald-Gewerbe verbundenen Gewohnheiten erwarben ihnen den fürchterlichen Namen der Buccaniers, mit dem die ganze Gegend belegt ward, mochten sie nun Seeräuber oder Jäger seyn. Das Wort ist der Karaischen Sprache entlehnt, in welcher sowohl das von diesen Wilden zubereitete Fleisch, als die Hinte, wo es langsam getrocknet und auf Stangen geräuchert ward, Boucan hieß. Diesem Titel, unter welchem die Englischen Seeräuber bekannt waren, zogen die Franzosen den Namen Flibustier vor, angeblich eine Verkümmelung des Englischen freebooters (Freibeuter). Eine andere allgemeine Benennung für diesen Verein von Piraten und Raubhunden war Brüder von der Küste; endlich gingen alle Bezeichnungen in dem Namen Buccaniers von Amerika unter. Allein das nämliche Gefühl, welches Männer von achtbarer Abkunft bewog, ihre wahren Namen abzulegen, wenn sie in diesen Verein traten, bestimmte Andere, ihre Einbildung durch einen Ausdruck zu täuschen, der weniger an alle erdenkliche Erzeße und Abscheulichkeiten erinnerte. Der große Seemann Dampier z. B. nennt die Mitglieder jener Verbrüderung immer privateers (Kaper).

In Friedenszeiten waren diese gefeklosten Waghäuse Jäger, Schleichhändler und Piraten, in Kriegzeiten aber Kaper, die schon lange Jahre, bevor sie eine regelmäßige Kolonie zu bilden versuchten, im Auftrage ihres respektiven Vaterlandes agierten. Während dieser Zeit hatten sie die Rolle von Schanzgräbern gespielt, welche den fleißigen und friedfertigen Kolonisten Frankreichs ihre Wege öffneten; beide Länder begünstigten die Buccaniers heimlich und sagten sich öffentlich von ihnen los. Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts fehlte ihnen nur noch ein gemeinschaftlicher Central-Punkt, und demzufolge besetzten sie 1625 die Insel St. Christoph, nachdem die Vertheilung des Landes unter Engländer und Franzosen durch einen Traktat festgesetzt worden war. Die Rechte der noch auf der Insel lebenden Karaischen wurden, wie es scheint, weder von Frankreich noch von England berücksichtigt. Obgleich nun die Spanier selbst keine Niederlassung auf der Insel hatten, so erlaubte es ihre Politik doch nicht, die Fremdlinge im ungestörten Besitze eines so wichtigen Postens zu lassen; sie vertrieben dieselben 1629 mit gewaffneter Hand. Allein kaum war die feindliche Flotille wieder abgesehelt, als die Pflanzer in ihr verlassenes Eigenthum zurückkehrten; Einige aber trieb Armut und Haß gegen die Spanier zu den Banden der Freibeuter, denen sie ihre Kenntnisse und die Regeln des gefälligen Lebens mittheilten. So wurden diese räuberischen Horden

immer furchtbarer, und wenn sie früher nur Waaren einschmuggelten oder einen wilden Stier erlegten, so störten sie jetzt unaufhörlich den Handel Spaniens, zerstörten und plünderten seine reichsten Kolonien.

Als einen bequemen Stapelplatz für ihren Handel besetzten sie die Insel Tortuga durch Ueberrumpelung der kleinen Spanischen Garnison, die sie verteidigte, erbauten hier Magazine für Häute, Salz und Boucan oder gedörrtes Fleisch und machten das Eiland zu ihrem Hauptquartier. In wenigen Jahren strömten Europäische Abenteuerer von jeder Nation, Spanier ausgenommen, nach Tortuga. Französische und Englische Niederlassungen wurden fast aufs Gerathewohl auf verschiedenen Inseln gegründet, indem die neuen Kolonisten natürliche Bundesgenossen und auch die besten Kunden der Buccaniers waren, die sie von ihrer Seite mit Pulver, Blei, Rum, Taback, Aerten und Allem, was bei ihrer wilden und unregelmäßigen Lebensweise notwendig war, versorgten. Die Niederlassung der Buccaniers auf Tortuga, gleichsam an der Schwelle Hispaniola's, war den Spaniern in jeder Beziehung nachtheilig; sie benutzten die erste Gelegenheit, sie zu zerstören. Dies wurde bewerkstelligt, als die lästigen Leute abwesend und auf der Jagd waren, die sie oft Monate und selbst Jahre lang an den westlichen Küsten von Hispaniola beschäftigte, ohne daß sie in dieser Zeit nur einmal nach Hause kamen. Von den friedlicheren Pflanzern der Insel Tortuga, die bereits eine herrliche Sorte Taback mit Erfolg anbauten, wurden viele niedergemacht; die, welche in die Wälder flohen und nachmals sich ergaben, wurden aufgehängt, und nur wenige entliefen zu ihren Brüdern in die Wälder von Hispaniola. Aber auch Tortuga war kaum von den Spaniern verlassen, als die Buccaniers zurückkehrten. Sie zeigten sich bald sogar furchtbarer als jemals und gaben Spanien eine praktische Lektion über die Unflughheit, womit es Menschen, die auf dem besten Wege waren, seine friedlichen und fleißigen Nachbarn zu werden, in wirkliche Feinde umschuf, die sich regelmäßig organisirten und gegen den gemeinsamen Widersacher eng verbündeten. Ueber 300 Jäger kehrten nach Tortuga zurück, und ihre Lücken waren sehr bald durch stete Anwerbung junger, muthvoller und unternehmender Europäer wieder ausgefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Mary of Burgundy. (Marie von Burgund.) Vom Verf. des Darnley. 3 Bde. Pr. 31½ S.

The geology of the south-east of England. (Das südöstliche England in geologischer Hinsicht.) Mit 75 Kupfern, Karten u. s. w. Von Gideon Mantell. Pr. 21 S.

Lives of english female worthies (Lebensbeschreibungen tugendhafter Engländerinnen.) Von Misset John Sandford. Bd. I. Pr. 6½ S.

The flora of Oxfordshire. (Flora von Oxford und den umliegenden Grafschaften.) Von H. Walter. Pr. 14 S.

Lucien Grenville. — Eine Novelle, von einem Korner. Mit Holzschnitten von Cruikshank. 3 Bde. Pr. 24 S.

Encyclopedia Americana. 13 Bde. Pr. 8 Pf. 8 S. (Es ist dies das in Nord-Amerika übersehte und vermehrte Deutsche Conversations-Lexikon.)

Mannigfaltiges.

— Der Isländische Vulkan Dräsa. Dieser Berg ist nicht allein der höchste auf der Insel Island, sondern er ist durch die große Verwüstung merkwürdig geworden, welche sein Ausbruch vor ungefähr einem Jahrhundert anrichtete. Nichts ist ergreifender als die Erzählung des John Thorlaxen, des bejahrten Predigers einer benachbarten Gemeinde, von diesem Natur-Ereignisse. Er verrichtete gerade seinen sonntäglichen Gottesdienst in der Kirche, als die Erschütterung der Erde ein warnendes Zeichen gab, daß irgend ein furchtbares Ereigniß bevorstand. Aus der Kirche heraustretend, sah er den Gipfel des benachbarten Berges abwechselnd sich heben und wieder sinken. Am nächsten Tage stürzte dieser Theil des Berges in die Ebene hinunter, wie geschmolzenes Metall aus einem Schmelztiegel; zu gleicher Zeit stürzten Wasserströme aus dem Krater, die Alles mit sich forttrifften, was sie auf ihrem Wege fanden. Dann brach der Dräsa selbst los, große Massen Eis in weite Entfernungen hinschleudernd und von allen Seiten und nach allen Richtungen hin Feuer speiend. Der Himmel wurde durch Rauch und Asche so verdunkelt, daß Tag nicht von Nacht zu unterscheiden war. Diese Scene des Schreckens dauerte länger als drei Tage.

— Seltsame Gebräuche. Es berichtet in Sicilien ein eigener Gebrauch; es ist dies nämlich ein Kauf-Recht sonderbarer Art. Wenn Jemand ein Haus, ein Stück Land, einen Weingarten u. s. w. gekauft hat, so kann der Nachbar des Käufers ihn während des ganzen darauf folgenden Jahres heraustreiben, wenn er einen höheren Kaufpreis bezahlt; vergebens würde dann der erste Käufer dem ursprünglichen Besitzer eine noch größere Summe geben wollen. Dieses seltsame Gesetz wird gewöhnlich durch ein Falsum umgangen. Das Kaufgeld wird nämlich in den geschriebenen Kontrakten höher angegeben, als es wirklich in Gegenwart von vier Zeugen festgestellt worden ist. Auch giebt es in Sicilien ein anderes nicht weniger seltsames Gesetz, demzufolge Jeder von seinem Nachbarn verlangen kann, daß er ihm sein Haus verkaufe, wenn er sich erbietet, ihm den dreifachen Werth desselben zu bezahlen. Dies Gesetz hatte die Verschönerung der Städte zum Zweck. Man wollte die Besitzer großer Häuser ermuntern, die ihnen zunächst liegenden armen Hütten zu kaufen.